

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338868](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338868)

Am Philippsburger Altrhein

Forgubühnotizzen v. Carl Otto Damm

Zum ersten Male habe ich den Brubrain, das Land, das von den Odenwald- und Kraichgaubergen auf der einen und dem Rhein auf der anderen Seite begrenzt wird, erlebt und — versflucht, als ich vor zwölf Jahren an einem trostlos heißen Junitag von Schwesingen gegen Philippsburg marschierte, Landstraße unter mir, unbarmherzige Sonne über mir, Leegeruch und Staub in der Nase und Trübsinn im Gehirn. Fort aus einer Gegend, die von Gott mit Sumpf und Sand, mit Tabak und Langeweile gesegnet, dem suchenden Auge keinen Ruhepunkt bietet und nicht wert ist, daß man seine Schuhsohlen auf ihren Wegen abnütze. Und ich verachtete mich der Eisenbahn und fuhr zum Schwarzwald, wo auf dunklen Bergen Ruinen lockten, wo frischer Wind und kühle Bäche und die Geheimnisse endloser Wälder der Seele wieder Ruhe boten.

Als mich des Lebens harte Faust dann später beim Schopf nahm wie weiland der Engel den Propheten Habakuk mit seinem Mustopf, da hätte ich lieber gewünscht, es lasse mich in einer löwenbevölkerten Wüste Afrikas nieder denn in Philippsburg. Da gab es nur einen Trost: Bücher. So hockte ich einen Winter lang nach Feierabend hinter dicken Schmökern, die ich nie ausgelesen habe, weil sie alle nicht wußten, was mir alte Bauern und Schäfer und unsere weisen Brüder, die Landstreicher, gesagt hatten: Daß die tiefsten und letzten Dinge des Lebens sich nicht aufzeichnen lassen.

Da fuhr der Föhn übers Land, und eines Abends, da die Sonne sinken wollte, stand der Himmel vor meinem Fenster in Blut getaucht. Hinaus an den Rhein! Blau verdunkelnd standen im Westen die pfälzischen Berge, an den langgezogenen Kuppen aufgehellt, und darüber prangte der Himmel im Glanz aller Farben des Regenbogens. Hinter einem Purpurschleier barg sich die Sonne, von ihr aus ging gleichendes Gold, flammend wie lichter Feuerschein, unerträglich schier dem Auge da und milde leuchtend wie ewiger Friede dort. Blau strahlte dazwischen ein Stück Himmel, wie ein unendlicher Edelstein, eingefügt in herrliches Geschmeide. Im Widerschein des strahlenden Meeres von Farben mischte sich

die Palette. Mit fast unirdischer Klarheit zeichneten sich die Umriffe von Baum und Strauch ab. Lange saß ich am Ufer des Stromes, der im leisen Spiel der Wellen die unfassbare Symphonie spiegelnd nachzeichnete, sie auflöste und zu neuen Formen umgoß. Ich lauschte, als käme zu mir eine große Musik, die ich nie gehört, und die mir doch vertraut, als wäre sie meine eigene.

Jenseits kommt dem Strom ein Arm zugeflossen. Er liegt ruhig und seine Fläche ist wie die Bläue eines Sees, in dem sich die fernen Berge baden. An seinem Ufer löst jetzt ein Mann den Kahn. Fast ohne Ruderschlag zieht das Fahrzeug seine Bahn durch das Geschimmer der Flut. Ein Silberstreifen zeichnet noch seinen Weg, da es längst an den jenseitigen Weiden festgemacht ist. Mählich verdämmern die Farben, schon ist die Sonne fort, Dämmerung senkt saßles Zwielficht über die Erde und es erhebt sich ein leiser Wind.

*

Philippsburg. Die Stadt, in der ich wohne, war durch zwei Jahrhunderte der Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich. Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges vom Speyrer Fürstbischof Philipp von Sötern — daher der Name — zur Festung erhoben und in seiner Mitte mit Wehr und Mauer umgürtet, hat die unglückselige Stadt Belagerung und Erstürmung, Besetzung durch die Landesfeinde und Wiederoberung durch die Kaiserlichen in wechselvollen Schicksalen ertragen. Kein Krieg zwischen 1618 und 1800, der nicht über Philippsburg Not, Tod und Elend gebracht hätte, kein noch so kurzer Friede, da nicht Neuerrichtung der zerstörten Wälle die Bewohner in harten Frondienst zwang, kaum daß der Handwerker seine zerschof-



sene Werk statt wieder notdürftig instandgesetzt, kaum daß der Bürger sein zerfallenes Haus wieder einigermaßen bewohnbar gemacht und der Bauer den vom Krieg zerstampften Acker wieder unter den verrosteten Pflug gezwungen hatte. Als dann in Frankreich die ersten Gewitter der großen Revolution ausgebrochen hatten und die von ihren



Alt-Rhein bei Philippsburg

Fluten zur Höhe gespülten neuen Herren dem Betätigungsdrang der immer noch unruhigen Untertanen ein äußeres Feld suchten, schlug auch Philippsburgs Stunde. Unter einer langen und harten Belagerung litt die Bevölkerung Un-sägliches. Aber noch unter den Trümmern der Stadt, von der fast kein Haus mehr stand, regte sich der Verteidigungswille. Der Rheingraf von Salm, der heldenmütige Kommandant, der die Festung nicht übergeben wollte, und wenn ihm „das Schnupftuch im Sack anbrenne“, konnte der Einwohnerschaft folgendes Zeugnis ausstellen: „Kein Bürger, keine Bürgerin, ja nicht einmal ihre Kinder haben vor, während oder nach dem schrecklichen Brand um Übergabe der Stadt gebeten, sondern dieses große Opfer von Hab und Gut, Leib und Leben für das Wohl des Vaterlandes mit der ruhmvollsten Standhaftigkeit gebracht.“ Die Stadt ergab sich nicht. Erst durch diplomatische Verhandlungen gelang es den Franzosen, sich in den Besitz der Festung zu setzen. Sie schleiften Wälle und Türme mit solcher Gründlichkeit, daß kein Stein auf dem andern blieb und heute auch nicht die leiseste Spur von Philippsburgs einstiger Größe vorhanden ist.

Auf dem Marktplatz der heutigen Stadt steht ein seltsames Denkmal. Auf hohem Steinsockel ist aus den Kanonenkugeln, die bei der letzten Belagerung auf die Festung herniederregneten, eine Pyramide errichtet. Und inmitten des Friedhofes erhebt sich, aus grauem, dem Mauertwerk der Befestigungsanlagen entnommenem Stein gefügt, eine andere Pyramide! Unter ihr ruht ein tapferer Soldat, Philippsburgs letzter Kommandant und heldenhafter Verteidiger, der Rheingraf von Salm. Von den Strapazen und Entbehrungen der furchtbaren Belagerung erschöpft, starb der Tapfere, noch ehe die Feinde Herren seiner Festung wurden. Seine Leiche wurde ehrenvoll auf den von ihm verteidigten Wällen zur Ruhe gebettet, und bei deren Zerstörung auf den Friedhof übertragen. — Ein

paar Straßennamen, nach Pulverturm, Schanze, Kronenwerk, Rotem und Weißen Tor benannt oder mit den Namen ruhmvoller Offiziere der einstigen Besatzungstruppen geschmückt, künden außer diesen beiden Denkmälern als einzige Zeugen von großer und schwerer Zeit, Zeichen der Dankbarkeit und stete Mahnung den Nachfahren, auch so treue Wacht am Rhein zu halten, wie einst die Reichsfeste Philippsburg.

Eine halbe Stunde westlich der Stadt fließt Deutschlands Strom vorbei. Breit und gelassen wälzt er seine Wasser zu Tal. Menschenhand hat sein Bett gegraben und seine Ufer mit fester Mauer eingedämmt. Das war einmal anders. In trägen Windungen durchzogen damals zahlreiche Nebenarme des Rheins die Niederungen des Tales, stets bereit, das angrenzende Land zu überschwemmen. Wo heute blühende Wiesen und fruchtbares Ackerland den Fleiß der Bauern belohnen, war der Grund ehemals höchstens einen kleinen Teil des Jahres als Weideland benutzbar. Unter den andauernden Überschwemmungen bildeten sich da und dort unversieglige Lämpel, die das Trinkwasser vergifteten. Fieber und Seuchen schlugen dann der von Kriegsnot wahrlich hart genug mitgenommenen Bevölkerung auch noch in Friedenszeiten schwere Wunden. Da wurde im vorigen Jahrhundert die große Rheinregulierung durchgeführt, die den Lauf des Stromes um 85 Kilometer verkürzte, seiner Strömung rascheres Gefälle und seinen Ufern mehr Geradlinigkeit gab. Mehr als 30 Jahre wurde an dem großen Werk gearbeitet. Die Bewohner der Rheinniederung mögen aufgeatmet haben, als sie endlich sich vor der steten Gefahr geborgen wußten, als sie ihre Felder hinter bergenden Dämmen geschützt meinten und die Sümpfe und Moore der langsamen, aber sicheren Austrocknung entgegengehen sahen. Aber fast schien es, als ob der Rhein, zürnend über den ihm angetanen Zwang, die Bergewaltigung rächen wollte; denn in den Jahren 1876 und

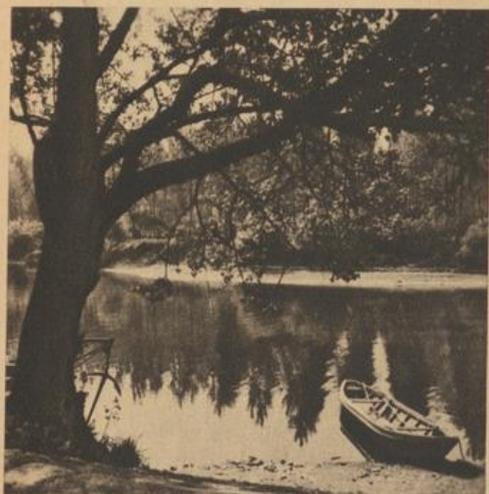


Alte Philippsburger Häuser

1882 durchbrach er bei Hochwasser in ungeheurem Ansturm den neuerrichteten Damm an der Kolonnenstraße — sie führt von Huttenheim nach Germersheim — und überflutete weithin das Land. Bis in die Stadt Philippsburg drangen die Wogen, mit wütender Strömung alles mitreißend, was hemmend sich entgegenstellte. Not und Elend waren in ihrem Gefolge. Doch der Mensch wick auf die Dauer auch der rohesten Gewalten der Natur Herr. Die Dämme wurden stärker wieder aufgebaut. Heute ist der Strom ganz unter die Botmäßigkeit der Menschen gekommen, denen er geduldig viele Tonnen Last auf dem Rücken trägt, in raschem Lauf Stadt und Land, Gebirge und Meer verbindend.

*

Langsam verlanden die Nebenarme des Rheines, die Alttheine. Aber sie haben ihre eigenen Reize, diese gänzlich ungefährlichen und beinahe unnützen Brüder des großen Stromes, diese meist leise und geruchsam fließenden und manchmal gänzlich stille stehenden Gewässer, in deren zahllosen malerischen Buchten Fischer ihre Rähne bergen. Angler stehen regungslos am Ufer, mit dem Gleichmut der gewohnten Beschäftigung ziehen sie die Angel aus dem Wasser und werfen sie wieder aus. Vor dem Schritt des Wanderers schrecken im Gebüsch Wildenten auf. Mit schrillum Pfeifen und quakendem Ruf überfliegen sie den Fluß und suchen sich jenseits ein sicheres Versteck. Steile Pappeln cagen am Ufer und Weiden tauchen träumend ihre Zweige ins Wasser. Sie halten mit Seerose und Schilf flüsternde Zwiesprache. Die Luft ist erfüllt mit Lerchengetriller. Ein facher Wind bewegt die ungezählten silberig schimmernden Blätter, daß sie in der Sonne glitzern. Gold der Sonne, stark und hell, und Silber der Blätter über dem Grün der Landschaft. Es ist ein Friede ringsum, der dich leise erschüttert.



Idyll vom Altrhein



Frauenshub

Die Sonne! Da mich ihr zugleich herrisches und gütiges Licht umstrahlt, kommt mir die Erinnerung an eine glückliche Stunde. Ich stand, ein kleiner Knabe, in der Sonne, und ihr Strahl durchwärmte mich wohligh. Die Sonne war weit und doch nah, ich spürte ihre Wärme wie eine große Liebe und hätte sie in die Arme nehmen mögen. Allen Menschen war ich an diesem Tage gut. Da geschah es mir, daß ich begriff, wie der liebe Gott sein müsse, von dem mir die Mutter des Abends beim Schlafengehen erzählt hatte: Unendlich groß und doch das Kleinste sehend, weiter entfernt als man in einem Jahr zu gehen vermöchte, und doch nah bei mir, und schön und strahlend und mächtig wie die Sonne, die die Erde grün macht und die Bäume in Blätter kleidet und Rirschen und Apfel reifen läßt (oh, die guten Dinge, die sich so herrlich stehlen ließen) und die im Herbst den heimischen Buchenwald in ein Meer von braunen Farben wandelt. Die Sonne muß ihre Seele von Gott haben, denn sie ist groß und gut und leuchtet uns allen, und am köstlichsten schier mir Faulen, der ich am Wasser im Gras liege und in das blaue Gewölbe über mir sinne.

*

Es lebt ein seltsamer Schlag von Menschen in der Stadt. Hier kannst du alle Rassen Europas treffen: Germanen, hochgewachsen, blond und blauäugig; Südländer, schwarz von Haaren und Augensternen, rasch und beweglich bei zierlichem Körperbau; Typen aus Ost und West unseres Kontinents, wie sie die vielen Kriegsläufe hier zusammengeführt haben. Die Ahnen mögen als raube Krieger ingrinnig die Lore Philippsburgs berannt haben, die Nachfahren leben friedlich beieinander als Handwerker und Kleinbauern, werken in den Fabriken der großen Städte der Nachbarschaft und züchten Kaninchen



Huttenheim

und Ziegen mehr denn Kühe. Auf ihren Feldern wächst neben des Leibes Notdurft an Korn und Kartoffeln auch Tabak und Spargel. Auf den Wiesen gedeiht — Greuel dem Bauer und Wonne dem Auge des Spaziergängers — eine bunte Schar leuchtender Blumen. Selbst der Frauenschuh entfaltet an verborgenem Ort seine köstliche Blüte.

Die Menschen, so uneinheitlich sie nach außen erscheinen mögen, bilden — vielleicht haben sich die Zugewanderten an das vorherrschende pfälzische Element angeschlossen, vielleicht auch hat sie die Heiterkeit der Landschaft durch die paar Generationen beeinflusst — eine engverfettete Gemeinschaft singender und nach des Werktags Plage fröhlichen Festen hingeebener Geselligkeit. Rasch fertig mit dem witzigen Wort und dem Ulknamen für den Freund und dem Fremden, allem Neuen aufgeschlossen, aber unbeschwert von des Lebens großen Fragen und dem Tag und seinen Forderungen und Freuden hingeeben. Weit schweift der Blick des Menschen der Ebene in die Ferne und wie selbstverständlich nimmt er das Leben. Offen liegt ihm alles und seinem Sehnen sind nicht die engen Grenzen gesetzt, die den Bewohner der Berge an die Enge seines Tales und die Gesetze urväterischen Herkommens fesseln. Es ist kein reiches, aber ein glückliches Volk, das den Bruchrain bewohnt.

Die Raube Alb

von A. Bumiller

Bin von einsam stillen Höhen
Zu das Tal hinabgestiegen,
Wo im Kranz von grünen Gärten
Dach an Dach die Dörfer liegen.

Wo am Bach die Mühle klappert,
Liefen Grund die Pflugschar findet,
Wo im Schutz der mildern Sonne
Sich am Hang die Rebe windet.

Sah die roten Äpfel leuchten
Aus dem Laub der schweren Zweige,
Hörte in den lauen Nächten
Von der Linde Lied und Geige.

Lauschte gern der Weideglocken
Liefen Locken in den Wiesen,
Wenn die Hirtenfeuer brannten,
Wenn die Winde herbftlich bliesen.

Aber meine stillen Höhen,
Wo ich einst als Bub' gefessen,
Zwischen Disteln, zwischen Schlehlen,
Hab' ich nimmermehr vergessen.

Nimmermehr die grauen Hänge,
Nimmermehr die breiten Buchen,
Wo im Steingeröll die Ziegen
Kümmerliche Nahrung suchen.

Immer lockt der Heimat Siebel
Mit den silbergrauen Brettern,
Eingerahmt von trug'gen Föhren,
Wie zum Schutz vor bösen Wetterern.

Schwabenalb, in Lust und Leide
Bist du mir ins Herz geschrieben,
Mutter in der Armut Kleide,
Bis zum Tod will ich dich lieben.

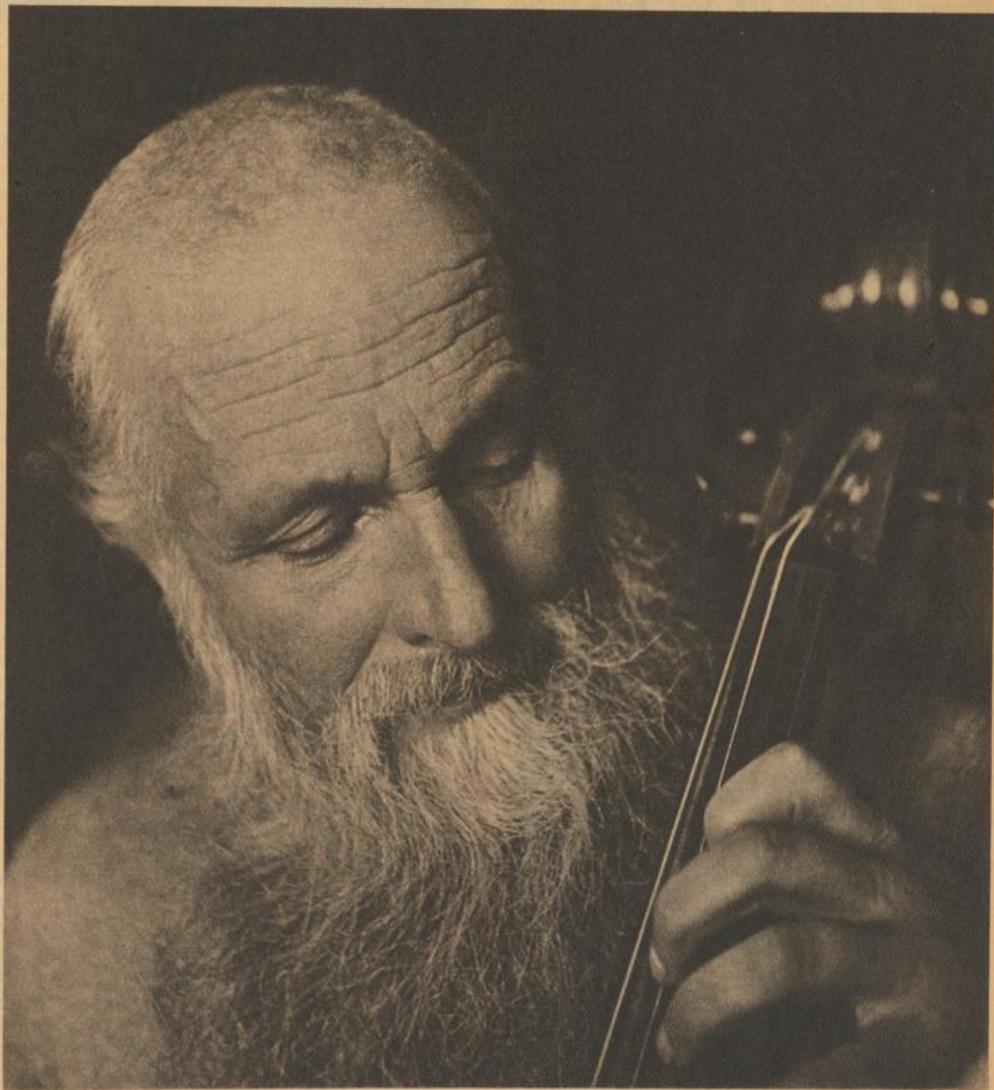
Geigenbauer auf dem Schwarzwald

von Otto Romgahn

„Zuerst habe ich es mit Mixturen, Lacken und neuen Formen versucht. Aber nun ist mein Ziel ein anderes geworden. Die Natur ist ganz einfach und ist alles, so wie sie von Gott erschaffen wurde. Ich will nun auch ganz einfach werden, dem Wesen der Natur nach mein Handwerk üben und mich mit meiner Arbeit ganz in die Weltordnung Gottes einbauen.“ So sagte zu mir der Meister oben in seiner Werkstatt und blickte von der Arbeit auf, so wie man eben eine langersehnte Erkenntnis ausspricht. — Der Meister heißt Josef Bier und ist nun achtundzwanzig Jahre alt, noch einer von uns Jun-

gen also. Doch die fortwährende Arbeit mit der Natur hat ihn reif gemacht und ein wenig fremd der Welt gegenüber. Und das ist gut so. Er ist mittelgroß und schlank, hat helle, fast schmale Hände und graue Augen, die wie abwesend und innerlich die Dinge betrachten. Ein heller Lockenwusch fällt ihm weit über die Stirn und spielt mit den Sonnenstrahlen, die zum Fenster hereinfallen.

Der Meister liebt die Sonne und den Wald. Denn die Sonne ist schön und warm und strahlend; der Wald aber ist die Mutter der Geigen, so wie er ihr Vater ist. Manchen Sonntag-



nachmittag geht er durch den Lann, schaut sich die Stämme an und denkt über sie nach. Zuweilen (doch selten genug) findet er eine Fichte ohne Fehler, kauft sie, und sein Freund (er ist jung und ein Bauer) fährt sie vors Schulhaus, wo der Meister wohnt. In Klöße zersägt, spaltet der sie dann vorsichtig der Länge nach auf. So werden sie dann zum Trocknen aufgestellt und nach Jahren erst die Geigendecken daraus geschmitten. Genau so wird mit dem Horn des Bodens verfahren, nur geht es länger, bis ein Stamm gefunden ist. Nun aber hat der Nachbar — er heißt Höfler, ist alt und ein Bauer — ihm den schönsten Horn im Dorfe geschenkt. Doch der steht so prächtig da, mit breiten Ästen, und rauscht des Nachts leise im Wind, daß es der junge Meister wohl nie übers Herz bringen wird, ihn zu fällen. Vielleicht weiß das der alte Höfler. Denn er ist ein Bauer.

Der Meister liebt sein Dorf. Es trägt den Namen Röttenbach und liegt zwischen dem hohen Schwarzwald und der Baar. Stundenweit ziehen sich die Wälder in die Ferne, aber endlos ist auch der Blick hinaus in die bergige



Der Meister bei der Arbeit



Röttenbach

Hochebene mit grünen Tälern, weitgeschwungenen Hügeln und gelben Feldern. Das Dorf liegt ein wenig zwischen den Bergen, zählt sechshundert Seelen und hat eine kleine Kirche, die allen sehr lieb geworden ist. Denn dorthin tragen die Menschen all ihre Sorgen und Freuden, es ist ihre Heimat . . .

Wenn der Meister sonntagmorgens im Hochamt beim Chor mitgesungen hat, so geht er, den Heiland im Herzen, hinaus und ist einsam mit sich und mit Gott. Dann tut sich die Weite der Landschaft auf, die Reife des Nachsommers, die gotische Feierlichkeit der Wälder. Ja, er liebt die Heimat, und in der Fremde hat er es nie lange ausgehalten: Aber die Lehrzeit ist es nicht viel hinausgekommen. Drei Jahre bei Romer in Freiburg, zwei bei Keller in Würzburg, eins bei Winterling in Planegg und eins bei Stüber in Dem Haag. Ein halbdutzend Jahre arbeitet er nun daheim im stillen Schulhaus zu Röttenbach. Seiner Kunst tut das wohl gut. Aber er ist eben aus der Welt dort oben, und selten hört man etwas von ihm. Aber dann ist es gewiß eine Überraschung. So, als vor ein paar Wochen seine Geigen zusammen mit solchen Guarneris (Cremona, 1683—1745) im Rundfunk gespielt wurden. Die Fachmusiker sollten einmal feststellen, welches italienische und welches deutsche Geigen seien und sie haben sich dabei teilweise tüchtig verrechnet. Der Hörer aber saß am Lautsprecher und war — fassungslos. Ich bin nicht berufen, darüber zu urteilen, doch warum soll das „Geheimnis des Stradivarius“ nicht in treuem Dienst an der Natur und hingebener Arbeit am Werkstoff des Holzes liegen? Es wäre nichts weiter als ein Beweis der Gläubigkeit des großen Italieners — und des jungen Meisters droben auf dem Schwarzwald.

Und jener sagt uns, daß wir die Schöpfung lieben sollen und Gott als ihren und unsern Herrn, das sei alles. Und es ist so . . .

Schulkameraden

Ein Aufsatz aus der Inflation von A. Sümlin

„Bist du's — oder sind Sie's nicht?“ So lautete der Inhalt einer Postkarte, die ich nach dem Kriege in einer Art von blutigem Galgenhumor an den in den Zeitungen genannten Kommerzienrat Friedrich Deckel in München richtete.

Nämlich: Ich habe einen Schulkameraden, der mit mir im Jahre 1871 in Jungingen — im stillen und armen, aber schönen Kiltal — geboren wurde. Und dieser Jugendgenosse, mit dem ich alle Jugendstreiche geteilt habe, heißt Friedrich Deckel. Er hat in Jungingen das Feinmechanikerhandwerk erlernt und ist dann später in die weite Welt hinausgezogen.

Ein Dunderskerl ist er immer gewesen, dieser Deckel. — In Karlsruhe habe ich ihn später noch einmal getroffen und sehe ihn heute noch, wie er mir die zeichnerische Darstellung eines Werkstückes nach Riß und Schnitt an einem Bierkrug erläuterte. Der Bierkrug, so dozierte er, erscheint mir, von oben gesehen als Kreis, von der Seite gesehen als Rechteck. Aber daß er hohl ist, und wie dick seine Wandungen sind, das kann ich aus diesen Rißen nicht so recht erkennen. Dazu muß ich mir den Krug der Höhe nach in zwei gleiche Hälften auseinanderschneiden. Nehme ich nun die mir zugekehrte vordere Hälfte weg, so sehe ich in den Hohlraum hinein, und auf diesem Bild, dem Schnitt, erscheinen auch die Wandstärken in genauer Größe.

Seit diesem Erlebnis, aus dem hervorgeht, daß er seine Fachstudien auch beim Bier recht gründlich betrieben hat, habe ich meinen Schulkameraden nicht mehr gesehen. —

Und nun — 23 Jahre später —, anno 1918, steht in den Zeitungen, daß ein Kommerzienrat Friedrich Deckel 50 000 Goldmark für die Hindenburgspende gegeben hat. Sollte der Spender etwa?

Der Kommerzienrat soll eine Fabrik für Präzisionsapparate haben, das würde mit dem ehemaligen Mechanikerlehrling übereinstimmen. Und zuzutrauen war dem Deckel alles!

Also schrieb ich die oben erwähnte Postkarte, die ja vorsichtigerweise auch eine andere Möglichkeit ins Auge faßte. Und zwei Tage darauf habe ich die Antwort: „Ich bin's.“ Und dabei stand eine Einladung, ihn in München zu besuchen.

Das war nun damals keine so einfache Sache, denn die Gesundheit war vom Kriege her erschüttert, und unter dem Einfluß der heraufziehenden Inflation stiegen die Fahrpreise der Eisenbahn für einen armen Schulmeister ins Ungemessene.

Aber andererseits: der Herr Kommerzienrat hatte eingeladen, da mußte order pariert werden. Und so saß ich eines Tages auf dem von Staub und Rost gereinigten Fahrrad und rollte über Mengen — Saulgau — Waldsee — Memmingen — München zu!

Und während mein Auto „mit Fußbetrieb“ mich über Mindelheim und Landsberg über die bayerische Hochebene hinträgt — rechts die Vorberge der Alpen, vor mir die endlose Landstraße —, habe ich Gelegenheit, alten, längstverschollenen Junginger Erinnerungen nachzuhängen. Wie war doch noch die Sache mit den Pechkugeln?

Da hatten wir Buben den Sport aufgenommen, Pech zu sammeln. Wieso und warum? — Ich weiß es nicht mehr. Aber daran erinnere ich mich noch deutlich, daß wir jeden Morgen in der Schule die Pechkugeln miteinander verglichen, wer die größte hätte. Und selbst während des Unterrichts holte der eine oder andere sein Pech hervor und rundete die weiche, harzig riechende Masse zur wohlgeformten Kugel.

Alles, was uns sonst interessierte, Freimarken, buntschillernde Sichelfedern vom Gockeler, Eisenbolzen und Steinrußpfeifen, sie wurden um Pech eingehandelt und umgetauscht.

Aber wie sehr auch jeder von uns sich anstrengte, durch solche Tauschgeschäfte seinen Pechvorrat zu vergrößern — wer immer die größte Pechkugel besaß, das war unser Deckel.



... oder wie wir mit glühenden Eisen unsere Namen in den brenzlich riechenden Lack des Wandschrankes einbrannten.

Das wurmte uns andere schließlich, und so beschlossen wir, all unser Pech einem einzigen zu geben, damit der wenigstens den stets triumphierenden Deckel einmal ducken konnte.

Aber der Teufel weiß, wie es zuging. Als wir eines Morgens miterlebten, wie unser Vertreter eine Pechkugel vorzeigte, so groß wie ein Gänseei, da zuckte es boshaft um Deckels Nasenflügel und zu unserer maßlosen Bestürzung führte er uns eine Pechkugel vor — fast so groß wie der Kopf eines Kindes.

Später hat er mir einmal gestanden, daß er unsere Absicht noch rechtzeitig bemerkt und daraufhin die Stopfkugel seiner Mutter mit Pech überzogen hätte.

Auch als Ministranten sehe ich den Deckel noch; wie wir an Bierfesten das Rauchfaß schwangen und in den Zwischenpausen in der Sakristei die glimmende Kohle anbliesen, bis uns die heftig eingeatmeten Dampfgase fast betäubten — oder wie wir mit glühenden Eisen unsere Namen in den brenzlich riechenden Lack des Wandschrancks einbrannten.

Soll ich noch erzählen, wie wir in der Bittwoche im Glockenturm oben mit den Buben der Nachbargemeinden kämpften, wenn sie, ihrer Prozession vorausziehend, unseren Kirchturm stürmen wollten — oder daß neben der Sakristei, im Pfarrgarten, ein feiner Jakobers-Apfelbaum stand?

Er winkt ab — und es ist ja schließlich auch besser, wenn wir einem jugendlichen Leser nicht etwa ein böses Beispiel geben.

Pasing liegt hinter mir — und eine halbe Stunde später sitze ich im Mathefer bei einem Krug; aber nicht, um Risse und Schnitte zu machen. Das liegt heute hinter uns. — Bei Verwandten stelle ich mein Rad ab. Dann rufe ich Deckel telephonisch an: Heymannstraße 23. — Er lacht hell auf! Ich solle um 1 Uhr zum Mittagessen kommen — ob ich den Weg zu ihm finde?

Nanu? — Ob ich den Weg finde? Ich als alter Frontsoldat? Was glaubt denn der Deckel von mir? — Und knapp und militärisch klingt es: Sei unbesorgt, um 1 Uhr bin ich dort!

Da ich erfahren hatte, daß mein Schulkamerad verheiratet sei, ziehe ich mich um. Ich hatte eine bessere Klust vorausgeschickt. Eigentlich hätte ich vorher Besuch machen müssen. Aber inzwischen hatte ich ausbaldowert, daß die Heymannstraße weit im Süden von München liegt, in Colln, etwa anderthalb Stunden entfernt. Und daß man die Elektrische und die Bahn benutzen muß, um dorthin zu kommen. Unter diesen Umständen glaubte ich wohl entschuldigt zu sein.

Immerhin wollte ich etwas vor 1 Uhr dort sein und der Hausfrau einige Rosen bringen. Am Karlstor finde ich einen Blumenladen. Drei prächtige, langstielige Rosen habe ich ausgesucht. — 12 Mark! — Ich greife in die Tasche — und habe jenes eigenartige Gefühl, das jeden beschleicht, der zahlen soll und kein Geld hat.

Beim Umziehen hatte ich meine Barschaft stecken lassen!

Ich hielt es für unmöglich, aber es war doch so — ich stand wieder vor dem Laden, aber ohne Rosen! Verdamm!

Eine Elektrische fährt vorbei! Die Linie nach meinem Quartier! Rasch springe ich hinein, mein Geld zu holen. Die Zeit drängt und ich will doch pünktlich sein.

Der Schaffner reißt ein Blatt vom Abreißblock und sieht mich an — 50 Pfennige? — Jawohl: 50 Pfennige! — Ich suche ihm meinen Fall klarzumachen, die Mitfahrenden horchen auf, aber er hat kein Verständnis für meine Lage und schnauzt mich an: „Wenn's Geld hol'n woll'n, müaßens doch wissen, daß's koans hamm!“ — Recht hat er ja!

Und in meiner Verlegenheit tue ich das dümmste, was ich machen konnte, ich werde energisch: Entweder er soll mir trauen — oder mich vorführen — oder ausladen! Alles andere aber sei überflüssig. Da hebt er die Hand, die Leine zuckt, die Glocke bimmelt — und ich stehe auf dem Pflaster . . . zum zweiten Male!

Herrgott, was ist doch der Mensch für ein erbärmlicher Wicht, wenn er kein Geld hat! — Da rollt das Münchner Leben an mir vorbei — und rasselt und tutet — und grüßt und winkt — und ich stehe am Straßenrand, den Zeigefinger und den Daumen in der Westentasche — und suche vergeblich nach einem Groschen, der mich retten soll.

Ein Polizeioffizier geht vorüber — es ist heute großer Schützenumzug. Da die Zeit drängt, gehe ich auf ihn zu — ich will ihm meine Lage schildern, schlimmstenfalls habe ich ja noch eine Uhr, aber im entscheidenden Moment bleibt mir das Wort in der Kehle stecken, ich habe den Hut gezogen — er grüßt und geht weiter.

Wie ist das Pumpen doch so schwer! — Plötzlich ein Gedanke! In der Pinakothek, nur fünf Minuten entfernt, ist mein Schwager. Das könnte noch reichen! Und mit beiden Armen zwänge ich mich durch die Menschenmassen. In welchem Saal soll ich ihn suchen? Bei den Primitiven — bei den Niederländern? — Da: der Dumme hat's Glück! kommt er die Haupttreppe herunter. Im Nu habe ich ihn ausgeplündert. Dann stehe ich wieder im Blumenladen und greife meine Rosen. Ich werde jetzt mit Auszeichnung behandelt.

Und nun — es ist höchste Eisenbahn — trägt mich die Elektrische zum Sendlinger Tor. In Talkirchen besteige ich den Zug, um 12.45 Uhr drücke ich auf den Klingelknopf der Deckelschen Villa und kann der Dame des Hauses meine Aufwartung machen. — Deckel selber war noch beim Schützenumzug.

Bei Tisch dreht sich die Unterhaltung — wie es auch nahe lag — in erster Linie um die alten Junginger Erinnerungen. Als ich die Pechkugelgeschichte zum besten gab, konnte ich nicht unterlassen, beizufügen, daß wir, d. h. meine Altersgenossen, nun den Kommerzienrat — wenigstens auf diesem Spezialgebiet — doch noch

überflügelt hätten. Wir hätten im Lauf der Jahrzehnte doch mehr Pech gehabt als er. Er wollte es nicht gelten lassen; aber ich blieb fest, und ich weiß, meine Altersgenossen stehen in diesem Punkte hinter mir.

Nach Tisch ging man nach Sölln zum Schützenfest. Bei der Preisverteilung kam auch Deckel mit seinen beiden Söhnen heraus. Nachher saß ich im Kreise prominenter Persönlichkeiten bei einem Glase Bier. Großkaufleute, Bankdirektoren, Kommerzienräte, Landgerichtsdirektoren, Fabrikanten gehörten zum Deckelschen Freundes- und Bekanntenkreis. Eine dem Kleinstädter fremde Welt tat sich vor mir auf. Nur einer war im Kreise, der davon sprach, daß er Krawatten verkaufe, und zwar einzeln. Zu dem faßte ich Vertrauen. Der hatte am Ende auch Interesse für meine Verhältnisse. Aber — o Pech! — kaum hatte ich mich an ihn herangemacht, da fing er an von seinen Jagden zu erzählen. Von seinen Gamsjagden zunächst; das wäre ja schließlich noch gegangen — dann aber von seinen Elefantenjagden in Indien. Und er schilderte anschaulich, wie gefährlich es sei, dem Elefanten im Reisfeld alleine zu begegnen. Der Kerl könne ordentlich unangenehm werden, wenn er Gefahr wittere, und wenn er den Jäger mit seinen kleinen türkischen Augen erblicke, dann sei der Unglückliche im nächsten Moment zertrampelt. — Man müsse ein Mehrladegewehr haben und über einen sicheren Schuß verfügen, wenn man die Begegnung wagen wolle.

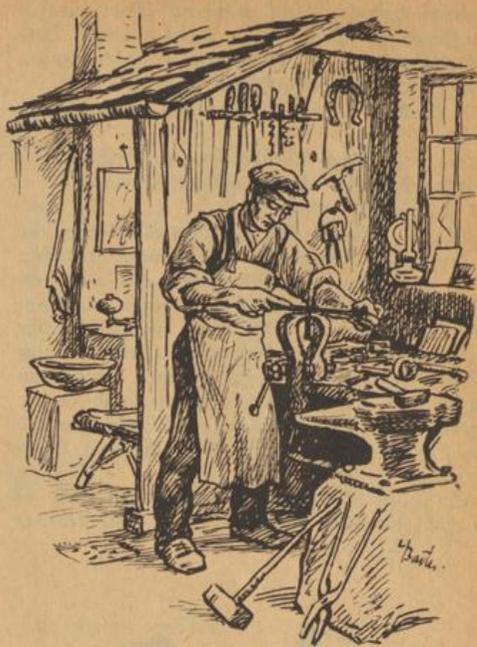
Ich war platt, so ein Schwindelhuber, ein Krawattenhändler — und Elefantenjäger!

Ich hatte nicht übel Lust, selber eine mächtige Kiste steigen zu lassen, etwa von der neuen Hühnererlegetmaschine. Die soll nämlich die frischgelegten Eier automatisch datieren. — Aber die Gesellschaft nahm den Elefantenjäger scheint's tatsächlich ernst, so daß ich erst noch sondierte, ob der Jägerlateiner tatsächlich mit Krawatten handle.

Und ich erhielt den Bescheid: Gewiß! — aber als Inhaber eines großen Warenhauses. Da ließ ich meine bereitgehaltene Eierlegmaschine wieder fallen; aber unterhalten habe ich mich trotzdem ausgezeichnet; denn es gibt wohl kaum einen Menschenschlag, der beim Bier gemütlicher ist als der Bayer, selbst wenn es lauter große Kanonen sind.

Am andern Tage besichtigten wir die Fabrik in der Waackirchnerstraße. Es ist schwer, ein Bild der Eindrücke, die ich dabei empfangen habe, hier wiederzugeben. Schreibstuben mit Korrespondenten und Betriebsleitern und Prokuristen; Säle mit rasselnden Maschinen und scharfem Metallgeruch. Und an den Drehbänken und Werkstischen ernste Arbeitergesichter.

In der Hauptsache werden Kameraverschlüsse für photographische Apparate hergestellt, die nach England, Amerika, Rußland, China und Japan gehen. Und bei gegebener Gelegenheit stellte ich die Frage: Wenn nun durch irgend eine Verschiebung auf dem internationalen Markt — sagen wir durch Aufrichtung von Zollschran-



... die eine Hälfte war nun meine Werkstätte

ken, durch neue Erfindungen — plötzlich der Absatz deiner Apparate stockt, was dann?

Da sehe ich die lustig überlegene Falte, die von Deckels Nasenflügel abwärts führt: Sachte, sachte, mein Junge, scheint er zu denken, der Deckel, und überumpelt! Aber höflich meint er nur: Wenn auch einmal ein Land Zollschwierigkeiten macht, nun, dann pouffieren wir eben die anderen um so mehr — und was die neuen Erfindungen anlangt, kommt einmal mit! Und er führt mich voll innerer Befriedigung in die Versuchsabteilungen.

*

Und nun, mein lieber Leser, wenn du dir vielleicht die Frage vorlegt: wozu diese persönlichen Erinnerungen? — Dann möchte ich folgendes sagen:

Gar viele glauben heute, daß der Weg vom einsamen Bublein aus dem Killertal zum angesehenen Kommerzienrat nur noch im Ammenmärchen oder drüben im fernen Amerika gefunden wird. Daß er auch in unserer Heimat und in unseren Zeiten noch beschritten werden kann, das hat uns unser Landsmann Deckel gezeigt.

Und wenn ihr mich nach dem Geheimnis fragt, das ihn so glänzend geführt hat, dann kann ich das in wenigen Worten sagen:

Als Sohn eines armen, hart um sein Brot ringenden Kleinbauern ist Deckel zur Einfachheit, Sparsamkeit und zur strengsten Pflichterfüllung erzogen worden. Und eine fürsorgende, fluge Mutter hat den Ehrgeiz, der wohl schon immer in seinem Herzen schlief, geweckt und in gesunde

Bahnen gelenkt. Und während seiner ganzen Laufbahn ist Deckel, dem wohl manche Versuchung winkte, in rücksichtsloser Härte gegen sich selber diesen Grundsätzen treu geblieben.

Daß dem so ist, dafür noch einen kurzen Beleg.

Als wir eines Abends spazieren gingen — ganz wieder zwei alte Jungjunge Kameraden —, da sagte Deckel plötzlich:

Glaube ja nicht, daß mir dies alles kampflos in den Schoß gefallen ist. Als ich nach München kam, war meine erste Werkstätte eine alte, verlassene Waschküche, die ich nur mieten, nicht einmal kaufen konnte. Ich habe sie durch eine Bretterwand in zwei Hälften abgeteilt; die eine Hälfte war nun meine Werkstätte, in der ich täglich 12—14 Stunden arbeitete, und in der andern stand mein Feldbett, eine Waschkiste und ein Spiritusapparat, mit dem ich mein Essen bereitete.

So habe ich jahrelang gearbeitet, daß es tauchte. Langsam konnte ich einen, zwei Arbeiter

einstellen und mich um den Vertrieb kümmern. Aber viele Klippen waren noch zu umschiffen, viele Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, viele Ablenkungen zu vermeiden, bis meine Erzeugnisse den Weg über das Wasser fanden, bis ich 1200 Menschen Brot und Verdienst bieten konnte.

Und wenn ein junger Mensch diese Geschichte gelesen hat, dann möchte ich ihm zurufen:

Auch du hast das Zeug in dir, die Not der Zeit zu brechen.

Und wenn du auch nicht Kommerzienrat wirst, bleibe dir nur selber treu und fülle den Platz aus, auf den Gott dich gestellt hat. Dann wirst du deinen Eltern Freude bereiten und deiner Heimat Ehre machen. Du selber aber wirst das höchste Glück erringen, das Menschen beschieden sein kann: das Gleichgewicht der Seele und innere Zufriedenheit.

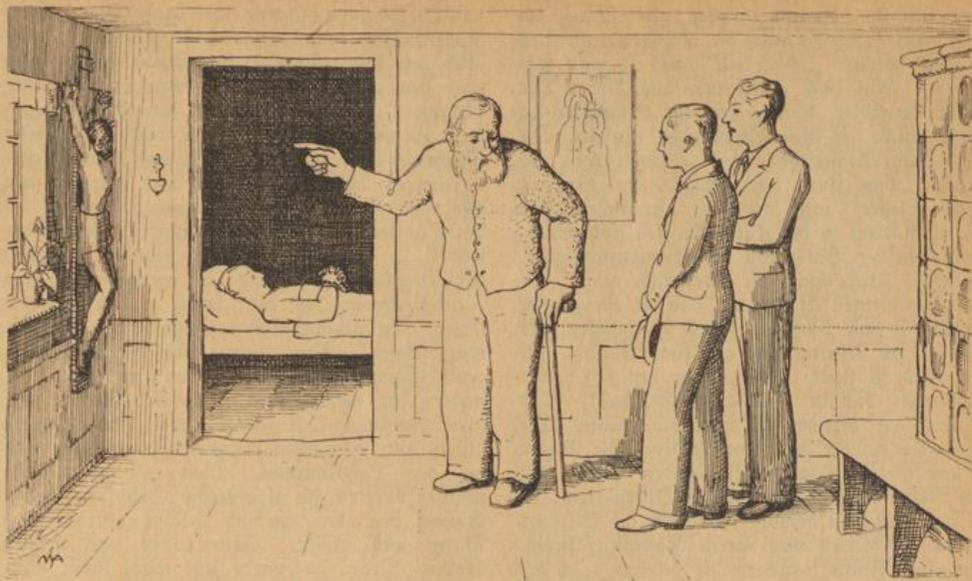
Zwei Sieger kehren heim

von Franz Dühnichen

Der Lantschner Barthl, ein steinalter Bergbauer, saß nachdenklich auf der Bank vor seinem Häusel im Traunsteiner Ried, als zwei gutgekleidete Herren in mittleren Jahren den Hang hinaufstiegen.

Ihrem sehnigen Körperbau, den braunen Gesichtern und dem straffen elastischen Gang nach mochten sie geübte Sportsleute oder Offiziere sein, wie sie jetzt etwas hastig auf das Haus zuschritten und den Bauern ansprachen: „Sie gestatten, guter Mann, ist doch wohl Herr von Lantschner zu sprechen?“ Der Alte richtete sich straff in die Höhe, musterte die beiden Ankömmlinge und sagte dann: „Wann's den Maigl moanen, gehlt's halt eini. In der Fruah war der Pfarrer bei uns. Jetzt is noch die Schwester drinnen.“ Mit flüchtigem Dank trat man in den mit Steinplatten belegten Hausflur und klopfte an die einzige Tür. Da von drinnen nichts hörbar war, klinkte der eine der Herren vorsichtig auf. Mit lautem Knarren öffnete sich die Tür, und die Fremden standen etwas betreten in einer leeren, aber sehr geräumigen Stube. Zur Rechten war ein riesiger Kachelofen mit rundherum führender Holzbank. Vorn an den Fenstern stand der große Eichentisch mit sechs schweren Stühlen und links zur Seite hing ein großes Kreuzifix, das fast vom Fußboden bis zur Decke reichte. Während die zwei sich noch unschlüssig umsahen, vernahmen sie aus einem Nebenraum leises Stöhnen und begütigende Worte einer zweiten Person. „Wollen doch sachte eintreten, nicht?“ fragte der Ältere der beiden und ging zugleich auf den

gehen zur Kammertür, wo er anklopfte. Gleich öffnete eine Krankenschwester und sah verwundert auf den Besuch. „Ah, guten Morgen; da kommen ja wohl die Kameraden für unseren lieben Kranken“, sagte sie dann erfreut und bat, einzutreten. Ein scharfer Geruch von allerhand Medikamenten und Salben drang ihnen entgegen. In dem einen der beiden Betten aber lag eine abgekehrte Gestalt, schwer atmend und mit geschlossenen Augen. „Herr Maigl!“ rief die Schwester dem Patienten, „jehat san's do, die Herren Flieger.“ Da öffnete der Kranke die Augen, sah erst verwundert um sich und zwang sich zu einem müden Lächeln. „Ja, do schau' her“, sagte er dann leise und streckte den Freunden die schmale Hand hin, die diese achtungsvoll und erschütterter drückten. Die Schwester rückte ihnen zwei derbe Stühle ans Bett und zog sich dann still zurück. „Grad zur rechten Stund' seid's kommen, Kameraden“, sagte der Kranke mühsam. „Holt's mir an Vater herein, der wo's vor'm Häusel sitzt.“ Gleich lief der eine, um den Alten durch die Schwester rufen zu lassen. „Ach, du verzeihst, Maigl“, sagte der andere Freund, „der Mann auf der Bank draußen ist wohl dein alter Herr? Den sahen wir sitzen, aber wir dachten, es wäre ein Dienstknecht oder so etwas.“ Eben betrat der Lantschner den Raum. Devot stellten sich die Herren vor und entschuldigten sich. Der Greis aber wehrte ab und sagte: „Nix da, Mannder! Bei uns heroben in die Berg' gib't's koan Wischwaschi nôt. Und i als alter Mann kann dös scho gar net leiden. Os seid's Kame-



„Den da, Mander, am Kreuz hab' i halt alleweil ang'schaut . . .“

raden von mein' Magl, und da san mir gute Freund, auch ohne große Zeremonie.“ Damit reichte er ihnen die Hand. In seinen halb erloschenen Augen leuchtete es von großem Vaterstolz. Der Kranke aber war wieder bewusstlos geworden. Bedauernd bemerkte der eine der Männer mit einem Blick über das Bett: „Er war uns allezeit Vorbild und Führer, Euer tapferer Sohn, Herr Lantschner. Und wenn man bedenkt, daß wir doch meistens aktive Offiziere waren, während Magl sich vom einfachen Automechaniker und allen Hindernissen zum Troß zur Fliegertruppe und durch tollkühne Leistungen zum Offizier durchgeschlagen hat, so erhöht das nur unsere Bewunderung vor soviel soldatischer Größe.“ „Na ja, wird scho sein“, nickte der Vater und wehrte eine zudringliche Fliege vom Krankenbett weg. Der jüngere der Besucher aber fuhr fort: „Weißt du noch, Erich, den schönen Abend vor Hpern, als der Magl-Josef-Orden für unseren Freund ankam und damit zugleich seine Erhebung in den Adelsstand? Auf den Schultern haben wir den Helden ins Casino getragen, der kurz zuvor als 8. und 9. Luftsieg zwei Kanadier abgetan hatte. Und er, der gute Junge, auf dessen Brust schon damals die zwei Eisernen und der Hohenzollern-Orden prangte, was tat er? An diesem Tage, wo ihm die höchsten Ehrungen zuteil wurden, war dennoch sein erstes Gedanken gleich bei den Eltern daheim, bei Vater und Mutter. Bescheiden hat er alle unsere stürmischen Glückwünsche abgelehnt und nur still gesagt: ‚Grad den Vater, wenn i da hätt jekt, und die Mutter auf dem Gotsacker daboam, nacher wär's erst recht schön.‘ Das hat uns kriegsgehärtete Kampfflieger damals alle tief ergriffen, und es ist für eine Weile ganz still geworden im Casino,

weihvoll still wie in einer Kirche. Unser Freund Magl hatte uns ungewollt einen Einblick in sein Innerstes gegeben, uns sein Kinderherz schauen lassen, das trotz Krieg und schwerer Kampfesnot rein und treu geblieben war.“ Der alte Lantschner wischte sich eine Träne aus dem Auge. „So san's alle fünf g'wesen, meine Buaben“, sagte er. „Stark wie die Bäum' im Hochwald und dann wieder treu wie die Kinder. Gott hab' sie selig.“ — „Sie hatten noch mehr Söhne, Herr Lantschner“, fragten jetzt beide fast gleichzeitig. Da tat der alte Hüne einen schweren Seufzer. „Alle miteinander san's draußen blieben. Den Loisl, was der Älteste war, hat's als Landstürmer in an belgischen Tunnel drinnen derquetscht von der Lokomotiven. Fünf Kinder und a Frau san do. Der Toni und der Wasl san Zwilling g'wes'n. Und gar alle zwoa hat's derwischt, noch dazua am gleichen Tag. Den oan' als Meldereiter von dö Saargemünder Chevaulegers an der Westfront. Und den anderen bei die Aschaffenburg Jäger am Sudelkopf in die Vogesen. A jeder hot a Frau und an kloa'n Buab'n. Nacher is noch der Gustl beim Leibregiment von die Russen wegg'schleppt worden und an der schweren Verwundung in Smolensk g'storben. Der Magl dorten“, er wies mit trauriger Gebärde nach dem eben wieder Aufstöhnenden, „der Magl, das ist der Jüngste und — der Letzte. Sechs Jahr' schon liegt er jetzt bei uns dahoam. Und das Gift, das verfluchte Gift will nimmermehr weichen.“ — „Ja, ja, ich weiß“, fiel da der eine der Besucher ein. „Der arme Kerl lag bewusstlos unter dem halbzertrümmerten Flugzeug knapp noch über unseren Linien, als wie ihn fanden. Der Motor war merkwürdigerweise noch intakt, und da hat er von den Auspuffgasen mitbekommen.“ Eben

regte sich der Kranke wieder und schlug die Augen auf. „Seid's noch da, Kameraden“, fließ er matt hervor. „Gott helf' mir! I muß jetzt sterben.“ Alle drei umstanden das Bett. Der Vater humpelte davon, um die Schwester zu holen, damit sie dem Sterbenden vorbeete. Die zwei Fliegerkameraden aber reichten ihm die Hand. „Eine gute letzte Fahrt, du tapferer großer Sieger!“ sagte der eine. Der andere aber war erschüttert in die Knie gesunken und betete. Eben kam der Vater mit der Krankenschwester. In letzter Kraft sagte der Sterbende noch: „Da schau'g's meinen Vater an, das ist ein großer Sieger. I hab' bloß den Feind bezwungen. Er aber hat die Mutter und alle fünf Buab'n verloren und ist stark blieb'n. Der hat sich selber bezwungen, das ist — das — Größere!“ Und er sank mit offenem Munde hintenüber. Die Schwester drückte dem Verschiedenen die Augen zu und umwand seine erstarrten Hände mit dem Rosenkranz. Während die Ordensfrau sich um den Leichnam bemühte, nahmen die Besucher stummen Abschied von ihrem Kampfgefährten. Der alte Mann begleitete sie hinaus. In der Stube saßte einer von ihnen nach des Vaters Hand und sagte: „Nun aber, Heldenvater,

müßt Ihr uns sagen, wer gab Euch solche Riesenkräfte, um das alles zu ertragen?“ Da blieb der Alte mitten in der Stube stehen, wies nach dem großen Kreuz und sagte mit bebender Stimme: „Den da, Mander, am Kreuz hab' i halt alleweil ang'schaut, wenn wieder so a böse Nachricht kömmen ist. Und da hab' i mir denkt, a besseres Beispiel im Leben und Sterben als wie vom Heiland gib't's nimmer. Das hat mi hochg'halten all die vielen langen Jahr'! Aber jetzt“ . . . sein Gesicht ward plötzlich aschfahl, der Greis taumelte und fiel gerade noch dem Nächststehenden in die Arme. „Tot“, sagte dieser, „Herzschlag offenbar, ich kenne das. Es war zuviel.“ Nun konnte sich die herbeistürzende Schwester um zwei Leichen annehmen. Der andere der beiden aber sagte überwältigt von dem Erlebten: „Kamerad, viel und Großes haben wir zusammen mitgemacht im Krieg und bei den Luftkämpfen. Was wir aber hier schauen durften, die gleichzeitige Heimkehr zweier Sieger, das war wirklich heldische Größe von Vater und Sohn. Daran laßt uns immer denken. Denn, da würde jetzt wohl sicher auch der alte Marschall Blücher von der Raßbach mit dem Dichter sagen, „das war ein selig' End'!“

Wolf von Hürnheim Pfandherr von Kenzingen

Ein Zeitbild aus den Tagen der Reformation in Südbaiern und Kurpfalz

Im unteren Breisgau liegt das Städtchen Kenzingen. Von weit her schon weisen die schlanken Türme der kath. Stadtkirche den Weg. Eine reich bewegte Vergangenheit hat das Städtchen hinter sich. Im 13. Jahrhundert begann man mit dem Bau des Gotteshauses: des Chores, der Türme und der Westfassade. Vor 1300 entstanden die jetzigen Mauern des Langhauses. Im 16. Jahrhundert wurden an den Langhausseiten die beiden Seitenkapellen angefügt. Das 18. und 20. Jahrhundert endlich brachte die innere Umwandlung der Kirche.

Einen majestätischen Eindruck macht der mächtige Kirchenraum. Licht und hell wirkt das weite Langhaus, das man im 18. Jahrhundert dem Zeitgeschmack entsprechend barock umgestaltete. Die beiden imposanten Seitenaltäre führen in den hohen Chor, der völlig gotische Bauformen und Ausstattung zeigt. Unscheinbar in den Gesamtbau fügen sich die beiden Seitenkapellen des 16. Jahrhunderts. Die südliche der beiden Kapellen birgt in ihrem Innern die Grabdenkmäler der Familie von Hürnheim, in deren Besitz sich Stadt und Herrschaft Kenzingen befand.

Interessante Dinge aus jener gärenden Zeit berichten uns die Urkunden der Archive. Im Jahre 1515 kaufte Wolf v. Hürnheim zu Luttenstein die Herrschaft Kürnberg-Kenzingen von Kaiser Maximilian. Wolf entstammte einem

hochangesehenen Adelsgeschlecht aus dem nördlichen Schwaben. Der sogenannte „Ries“ zwischen dem schwäbischen und fränkischen Jura war seine Heimat. Als ehrenfester und kernhafter Mann hatte er sich in hohem Maße die Gunst des Kaisers Maximilian errungen, aus dessen Hand er auch die Herrschaft Kenzingen erwarb. In zweiter Ehe war er mit Beatriz von Hohenrechberg und Schwarzenberg vermählt. Aus dieser Ehe entsprossen drei Kinder. Die eine Tochter Veronika starb schon anno 1517 mit jungen Jahren. Sie, wie auch ihre Mutter und später der Vater, wurden in Kenzingen begraben. Über der Grabstätte der jungen Veronika von Hürnheim erbaute Wolf die heutige südliche Seitenkapelle, im Volksmund „Chörle“ genannt.

Bewegt war jene Zeit, in der Wolf von Hürnheim die Herrschaft in Kenzingen antrat. Die religiösen, sozialen und politischen Verhältnisse wurden immer schwieriger. Luther war aufgetreten. Seine Predigt fand willige Ohren. Wie viele andere süddeutsche Adelige stand auch Wolf anfänglich auf seiten der religiösen Erneuerung, da er aufrichtig an eine innerkirchliche Reformation glaubte. Der immer mehr zutage tretende revolutionäre Charakter der neuen Reformbewegung aber hatte ihn bald bestimmt, seine ursprünglich zustimmende Haltung zu ändern. Mit aller Strenge brachte er dann die

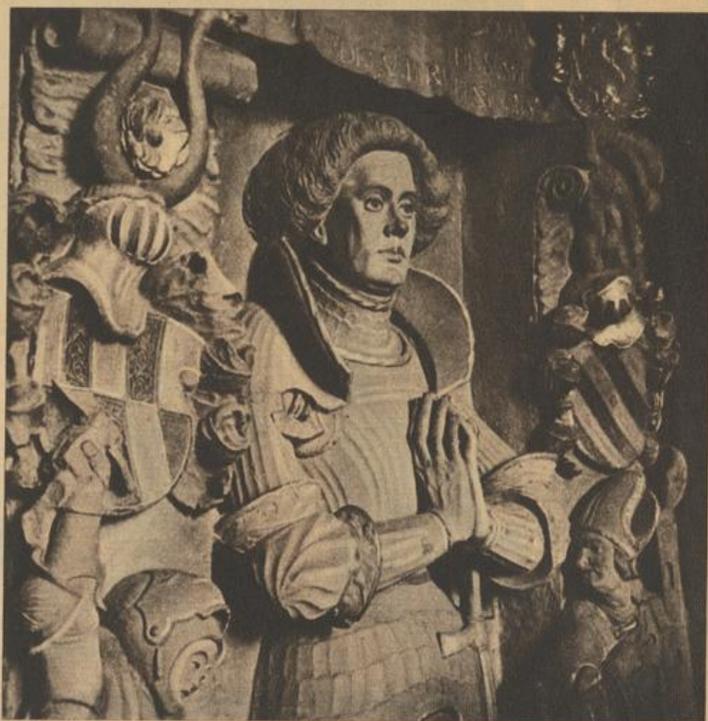
Abwehrmaßnahmen der vorderösterreichischen Regierung gegen die religiösen Neuerer zur Ausführung. Doch setzte er sich zu wiederholten Malen für eine Milderung der Strafen ein, die gegen die Anhänger der Reformation ausgesprochen waren. Inzwischen waren auch die Bauern aufgestanden und wurden von den Wortführern des neuen Glaubens unterstützt. Sie rissen sich los von Leibeigenschaft und Unterdrückung und zogen in wilden Scharen durchs Land, beutehungrig und mordgierig. In den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts standen ihre Haufen vor Kenzingen. Großen Widerstand fanden sie nicht. Die Kenzinger Bürger standen ganz unverböhlen auf seiten der Aufständischen. Das taten sie um so ungestrafter, als Wolf in diesen Tagen in Württemberg weilte, wo er als kaiserlicher Regent in Maximilians Auftrag tätig war. Kaum aber hatte Wolf von dem Überfall der Bauern auf seine Herrschaft und von dem treulosen Verhalten seiner Untertanen gehört, da wandte er sich an die Prälaten, die Ritterschaft und den Adel der Stadt Freiburg mit der dringlichen Bitte, sich der Seinen und seiner Güter anzunehmen, da er im Dienste seines kaiserlichen Herrn gegen seinen eigenen Willen und zu seinem eigenen Schaden von seinen Landen und von allem, was er „liebs uff erden hab“, ferngehalten sei. Vor allem war er besorgt um das Leben seiner zweiten Tochter und verlangte vom Kenzinger Schultheiß, ihm das Mädchen unter sicherem Geleit zu schicken. Der Magistrat von Kenzingen aber lehnte dieses Verlangen ab, da sich niemand in diesen unsicheren Zeiten fand, der diese Aufgabe hätte erfüllen wollen.

Trotz der bauernfreundlichen Haltung, die die Kenzinger während der Bauernunruhen eingenommen hatten, hat sie Wolf nicht sonderlich bestraft. Denn als die Aufstände niedergeschlagen waren, und die Hentker ihre traurige Arbeit begannen mit Köpfen und Schinden, ersuchte er die Stadt Freiburg, die weitestgehende Milde walten zu lassen und mit seinen Untertanen nicht allzustreng ins Gericht zu gehen. Denn er wußte, welche soziale Not und welches gesellschaftliche Elend die Bauern und die kleinen Leute zu Aufruhr und Plündererei getrieben hatte. Seine Bitte aber half wenig. Die Reifigen aus Freiburg machten ganze Arbeit. Nicht nur der Aufständischen Hab und Gut wurde zerstört,

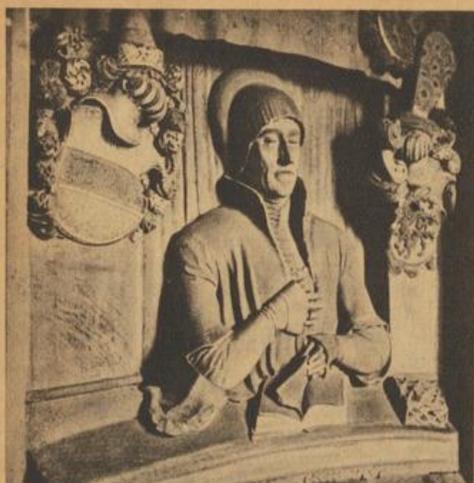
sondern sein eigenes herrschaftliches Haus, das die Bauern vordem verschont hatten, fiel der Brandschatzung und Zerstörung durch die Freiburger anheim. Sein angeborenes gesundes Rechtsgefühl ließ ihn die Not und das Elend der durch die Strafgerichte heimgesuchten Bauern verstehen und tief empfinden. „Gott erbarme es im hohen Himmel“, rief er in jenen Tagen aus, „es werden über die Massen viel Leut Witwen und Waisen!“

Die trostlosen Verhältnisse jener Lage hat Wolf nicht lange überlebt. Ende des Jahres 1533 starb er. In der von ihm erbauten Kapelle fand er neben den Seinen die letzte Ruhestätte.

Die Grabplatten, die heute noch von ihm, seiner Frau und seiner Tochter Veronika künden, sind aus grauem Sandstein gehauen und stellen äußerst wertvolle Arbeiten aus jener Zeit dar. Die ganze Art des Aufbaues und der Materialbehandlung lassen desselben Meisters Hand bei allen dreien erkennen. Unter den einfachen Grabdenkmälern des beginnenden 16. Jahrhunderts nehmen sie eine überragende Stellung ein. Sie zeigen im einzelnen den Grabstein des Ritters Wolf von Hürnheim, zum Luttenstein, Pfandherrn von Kenzingen. Im Mittelfeld steht er da in voller Rüstung ohne Helmzier, die Hände sind zum Gebet gefaltet. Lebendig ist sein Blick, aufrecht und ehrenfest seine Haltung, fromm und edel denkend sein Charakter. Ihm zur Linken steht St. Jörg als wohlgerüsteter Ritter im Kampf mit dem Dra-



Wolf von Hürnheim



Beatrix von Hohen-Neckberg und Schwarzenberg



Veronika von Hürnheim

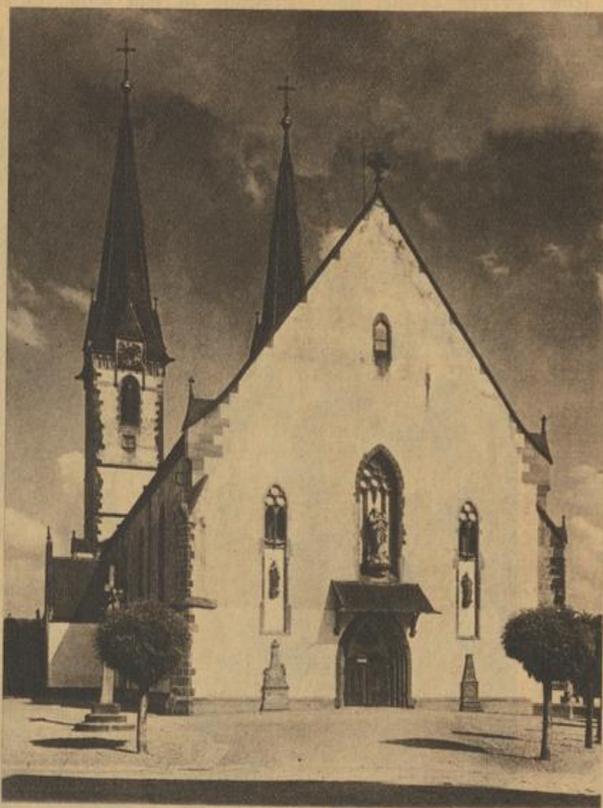
hen, und rechts St. Wolfgang im bischöflichen Ornat. Das Hürnheimer, Reypffenburger, Rosenberger und Luttensteiner Wappen schließt das Relief nach oben hin ab.

An der Seite Wolfs ist die Grabplatte seiner zweiten Frau Beatrix von Hohen-Neckberg und Schwarzenberg eingelassen. Aus dem Leben heraus hat der Meister ihre Gestalt geformt. Gelassenheit spricht aus ihren Gesichtszügen, und eine große innere Ruhe und Abgeklärtheit zeigt ihre ganze Erscheinung. Die Wappenschilder von Schwarzenberg, Hohen-Neckberg Geroldseck und Waldburg umrahmen die seelenvolle Darstellung.

An der gegenüberliegenden Wand des Kapellchens befindet sich das Grabmal der Tochter Veronika von Hürnheim. In jugendlicher Schönheit und Anmut hat sie der Künstler dargestellt. Sie kniet auf einem Betschemel,

ihr reiches Haar fällt in hellen Locken über ihre Schultern. Zu stillem Gebet faltet sie ihre Hände über einem aufgeschlagenen Buch. Die herbe Anmut ihres Antlitzes offenbart eine lebensernste und religiös tiefveranlagte Seele. Unter den Wappenschildern ihrer Familie stehen zwei Engel mit Räu-

cherwerk gleichsam, um ihr Gebet und ihr frühes Lebensopfer zu Gott emporzutragen. Härte und schicksalsschwere Zeiten werden lebendig, wenn man suchenden Sinnes die Grabmäler derer von Hürnheim betrachtet. Zeiten voll widersprechendster Ideen und Gedankengänge. Aufrechte, lautere und gläubige Menschen sprechen zu einem von der zwiefachen Not des Leibes und des Geistes in jener Zeit. So tief erregt und ruhelos jene Tage waren, sie sind gelebt und gemeistert worden von glaubensstarken Menschen, die den Menschen unserer Tage ewiges Vorbild und Beispiel bleiben.



Kath. Stadtkirche von Kenzingen

Die gute Dorothee

von Anton Jahnke

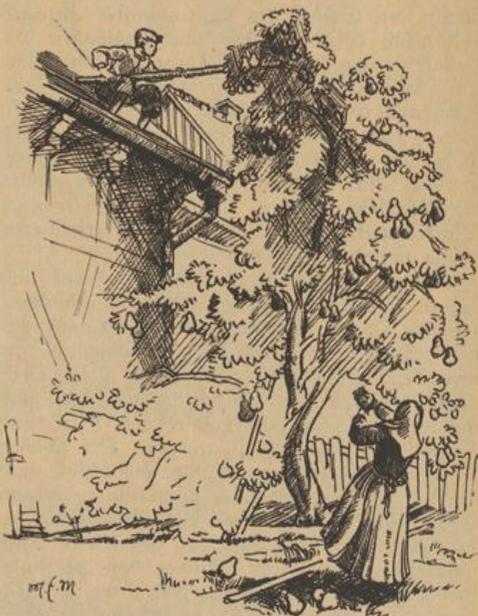
An einem Sonntagmorgen — ich war so zehn, elf Jahre alt. Der Vater und die Geschwister gingen zur Kirche. Aber mich trieb man ins Bett, weil ich mal wieder eine Halsentzündung hatte. Die Mutter stellte eine Lasse Tee neben mich, mahnte, daß ich sie eifrig gebrauche, stopfte die Decke warm um mich her und ging hinab in die Küche an die Arbeit. Ich schaute eine Weile den Sonnenkringeln zu, die mein Bett umspielten, und dann schlüpfte ich leise unter der Decke hervor und ans Fenster, öffnete, lauschte in die wogende Stille des Sonntags, schaute den Wolken und Vögeln zu, träumte in das unendliche Blau des Himmels und fand schließlich das Nächste, die Birnen nämlich. Im Hofe des Nachbarn stand der Baum und hielt über das moosige Dach empor ein paar Aeste, und Birne an Birne daran, honiggelb eine jede. Das erste Obst des Jahres, es gibt nichts, was köstlicher wäre. Die Herbstzeit des Frühlings und die Würze des Sommers ist in so einem gelben Fruchtlein beschlossen! Ich überlegte: Wenn ich den Schritt zum Kreuzstock hinaus wagte, mich ins Dachkännel legte und langsam vorankroch, nicht weit, nur soviel, gerade wie meine Leiblänge — — Wenn ich das wagte und zuwege brächte, dann wäre ich geborgen in dem sicheren Winkel, wo das Dach unseres Hauses sich an das des Nachbarns legte. Dann noch einen leichten Obsthaken in die Hand, die schwanke Baumspitze herüberziehen und abweiden nach Herzenslust. So zog ich flink die Hofe an, schlich auf den Speicher, fand da den rechten Obsthaken, schob ihn zum Fenster hinaus und glitt ihm nach ins Dachkännel. Da lag ich freilich erst eine Weile sehr still. Und als auch in diesem Augenblick die große Glocke anschlug, war mir, als rufe Gott Vater vom Himmel herab mir warnend zu. Allein mit dem Glockenton verhallte auch meine Furcht, denn die Birnen winkten. Ich wand mich vorwärts, erreichte den Port zwischen den Dächern und war nun so mutig, daß ich mich auf die Knie niederließ. Der Haken griff ins Geäste. Ich stemmte das Knie, den nackten Fuß gegen die Dachplatten und zog, und der Ast neigte sich näher und näher. Allein sowie ich die Rechte von der Stange nahm und nach der Frucht haschen wollte, schwappte das wieder zurück und streute die Birnen in den harten Hof des Nachbarns hinab. Das wiederholte sich mehrmals, daß mir endlich der Zorn kam. Ich riß und zerrte, bis endlich ein heller Ton aufschellte, der birnenvolle Dolden sich langsam niederbog, einen Atemzug lang sich an den Dachrand legte, dann mit lautem Krachen einknickte und am Stamme niederbaumelte.

Wenn das der Nachbar sah, seinen verstümmelten, für immer zerschundenen Baum! Zum Glück war er in der Kirche. Aber vielleicht war

doch ein „Haushirt“ daheim geblieben. Ich spähte über den Dachrand und wahrhaftig — da starrte mir ein Gesicht entgegen, die alte Dorothee, des Bauers unverheiratete Schwester. Wahrscheinlich hatte sie meine Arbeit im Baum schon eine Weile mit angesehen, sprachlos über den unsichtbaren Räuber. Aber nun erst, da mein Gesicht über den Rand hinaus lugte, kam ihr die Sprache. „Bub“, schrie sie entsetzt, „geh rein, um Gotteswillen geh weg. Ich bring dir die Birnen. Soviel du willst. Jetzt gleich!“

Ich kroch zurück, ins Fenster, ins Bett und schauderte dem entgegen, was nun kommen mußte. Denn der Nachbar war ein geiziger Filz, der mit dem Wind hadern konnte, wenn der ihm ein Hälmdchen vom Hofe trieb.

Es dauerte nicht lange, so hörte ich das Knarren der Haustüre, den Klang heller Frauenstimmen und Schritte die Treppe herauf. Ich zog die Decke über den Kopf. Doch kein weinerliches Schelten kam da auf mich zu. Als sei nichts geschehen, sagte die Mutter: „Schau, was dir die gute Dorothee bringt.“ Und ich schaute, und zwanzig der schönsten Birnen plumpften mir auf die Decke. Die Dorothee aber lächelte dazu: „Laß dir's schmecken. Morgen bring ich noch mehr.“ Dann spricht sie noch mit der Mutter von diesem und jenem, und geht dabei wie zufällig ans Fenster und zeigt hinaus. „Ei, da ist noch vom Herbst ein Birnen-



... „Bub, geh rein, um Gotteswillen, geh weg“ ...



... „Schau, was dir die gute Dorothee bringt“ ...

haben im Fenster hängen geblieben!“ Und holt ihn herein und gibt ihn der Mutter, die gar nicht begreifen kann, wie man den so lange übersehen konnte. „Er ist halt braun wie's Dach“, sagte die Dorothee, streichelt mir mit der kalten Hand über die Finger und geht.

Diese unbegreifliche Art vermehrte nur meine Angst. Ich hatte Strafe verdient. Die Eltern hatten mich oft genug gewarnt, dem Nachbar auch nicht einen Kirschkern wegzunehmen. Ich rührte keine Birne an und lauschte, bis eine Glocke den Schluß des Gottesdienstes anzeigte und gleich darauf Lachen und Schwäßen der Heimkehrenden zu mir heraufdrangen. Und dann hörte ich den Wutschrei, die zwanzig Flüche des Nachbarn, der den zerschundenen Baum entdeckt hatte. Nun stürzte er gewiß zum Vater und tobte und heischte. Nicht lange, so nahnten schwere Männerschritte, und das Herz wollte mir fast stehen bleiben. Doch nicht Vater noch Mutter noch Magd und Schwester erwähnten etwas von dem Baume.

Dennoch wurde ich nun wirklich krank und lag acht Tage im Fieber. Jeden Nachmittag kam die Dorothee, brachte mir irgend was mit, was ich gern hatte, und blieb Stunden an meinem Bette. Wir waren da meistens allein. Doch machte sie mir nie Vorhaltungen, schalt und mahnte nicht, sondern erzählte von Hund und Kaze oder aus ihrer Jugendzeit. Oft schwieg sie lange, lächelte vor sich hin und schloß auch wohl die Augen, wenn die grelle Sonne ihr im Gesicht lag. Dann hatte ich Zeit, sie zu beschauen. Das blau und rot gewürfelte Tuch war fest um den Kopf geknotet, daß die Zipfel steif vom Kinn abstanden. Und seine Runzeln rannen um Auge und Mund. Ich war ein Kind und konnte nichts von diesem Gesicht begreifen.

Ich konnte es nur immerzu anschauen, und manchmal war mir dabei, als müßte ich vor diesen geschlossenen Augen die Hände falten und beten.

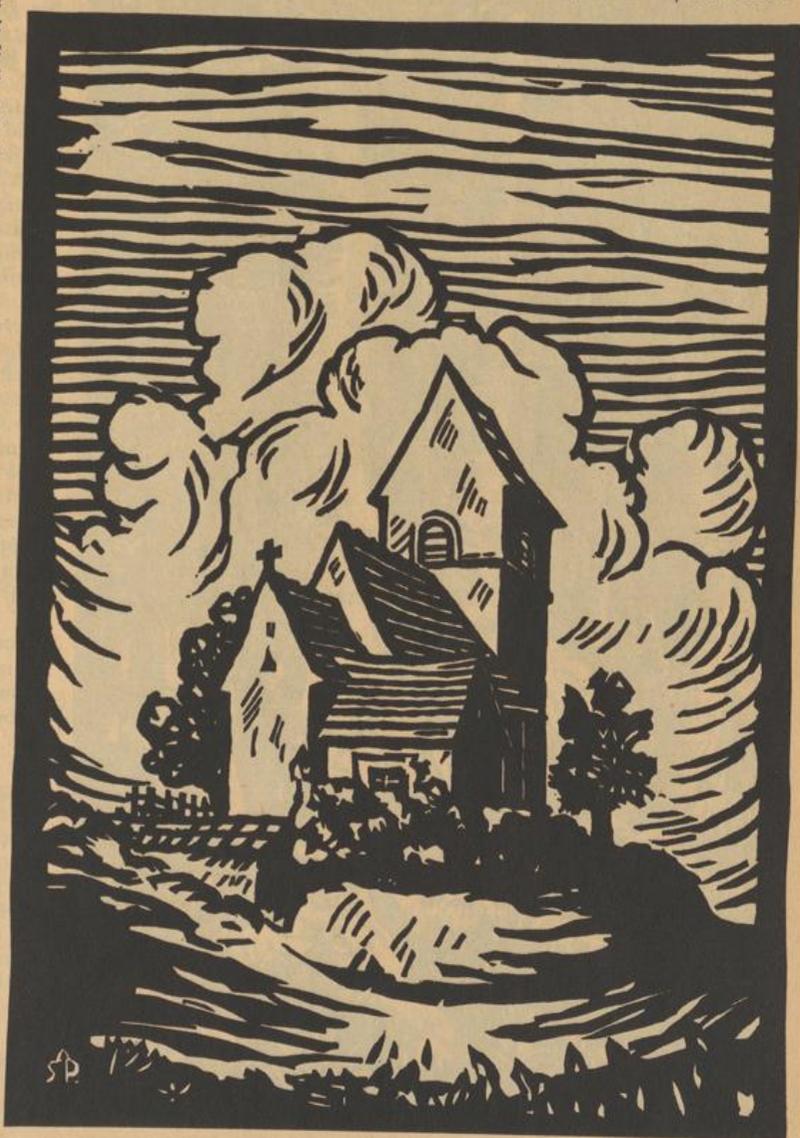
Endlich war ich wieder gesund, und die Dorothee lud mich ein, sie zu besuchen. Es war ein schauerlicher Augenblick, als ich in den Hof des Nachbarn trat, den dürr baumelnden Dolden wieder sah und den jähzornigen Nachbar dabei. Doch er schrie mich nicht an, er rief mir ein Scherzwort zu und ich schlüpfte hurtig ins Haus, in das heimelige, grau durchdämmerte Jungfernstübchen der Dorothee. Viele hundert Male war ich bei ihr, saß hinter den Geranien und Balsaminen und schaute ihrer stillen Güte zu, die immer gleich blieb, den Dingen, Tieren und Menschen gegenüber.

Ich war ein Bauernjunge und wußte soviel von der Natur, daß man vom Schlehdorn keine Trauben pflückte. So sann ich oft darüber und begriff es nicht, daß diese Dorothee solch einen streitbaren wilden Bruder hatte. Das begriff ich erst, als ich wieder einmal aus der Fremde in die Heimat kam. Da hatte man kurz zuvor die alte Dorothee den Berg hinaufgetragen und unter die alten Eschen zur ewigen Ruhe gebettet. Mir fiel die Geschichte vom Birnbaum ein und ich erzählte sie der Mutter. Die wurde ganz aufgeregt dabei: „Das kann ich mir denken, daß ihr das Herz stille stand. Hat wohl gemeint, ein Gespenst luge da vom Dach nieder, wie dein schwarzer Schopf und dein Gesicht über das Kännel vorrückten. Du gleichst ihm doch aufs Lüpfelchen, meinem Bruder, dem Fritzi, Gott sei ihm gnädig. War ein lustiger Bub, aber leichtsinnig. Kein Mädchel konnt ihn halten. Bis ihn die Dorothee schließlich doch hielt. Und die Hochzeit war schon angefezt, Haus und Tisch und Bett, alles bereit. Da kam der Krieg dazwischen. Der von Anno siebzig. Wir haben gerade die ersten Garben gebunden. Da rufen sie den Fritzi vom Acker weg. Hat seiner Braut nicht mal mehr Lebewohl sagen können. Und der Fritzi ist mit all den andern nach Frankreich gezogen, und die Kugeln haben um ihn gepfiffen. Doch keine hat ihn getroffen bis zum Frieden. Und da war der Fritzi bei denen, die noch im Feindesland blieben, bis der Franzose bezahlt hatte. Und das waren wohl fröhliche Soldaten, die den Krieg hinter sich hatten und den guten französischen Wein und vieles andere vor sich. Ja — und hier hat der Tod den Fritzi geholt. So eine nichtsnußige Frauensperson hatte ihm nachgestellt. Der Fritzi will nachts zu ihr ans Fenster, klettert aufs Dach und stürzt. Sein Kamerad, ein Mann aus Zell, hat es uns später erzählt. Wir haben es gewiß keinem Menschen weiter gesagt. Aber die Dorothee hat es doch erfahren. Böse Menschen haben's ihr zugetragen. Erst war sie wie von Sinnen. Aber ganz allmählich ist sie still und „die gute Dorothee“ geworden, die du gekannt hast. Sie hat dem Fritzi verziehen, und so wird ihm auch Gott verziehen haben.“

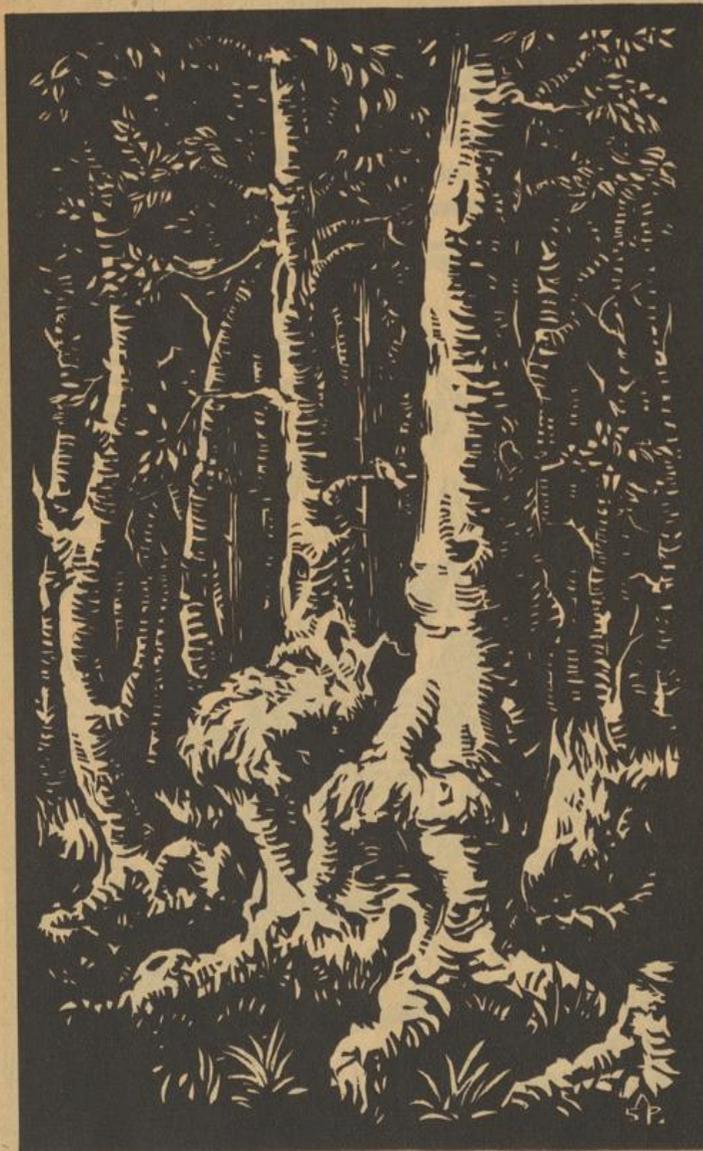
Linbur Alban Spitz!

Wenn einer Deine Kalenderholzschnitte sieht und liest, dann wird er doch sofort sagen: der „Holzhauer“ da muß in der Nähe von Peter Hebel daheim sein. Ja, so kann nur ein urchiger Alemanne arbeiten, einer, der landschaftlich und geistig Hebels Nachbar ist. Auf dem Dinkelberg in Münseln (bei euch heißt es „Meusele“) hast Du Deine ersten Rundgebungen am 6. April 1906 in die Welt geschrien. Die Aprilkinder haben's auf sich; sie sind meistens gerade so bunt gewürfelt und gelaunt wie ihr Geburtsmonat. Kein Wunder, daß Dein Vater, der Dorfschmied, abwechselnd auf den Amboss und auf Deinen Hosenboden klopfte! Du warst ja in der heimeligen Sprache eurer Gegend ein rechter „Luusbueb“. Der Lehrer Heinrich Eckert muß wohl als erster Dein herausstößendes Künstlerhorn bemerkt haben; bei ihm hast Du zum erstenmal Farbe gerochen und ihren Duft nicht wieder aus der Nase bekommen. Dein Vater freilich war mit solch duftiger Beschäftigung nicht einverstanden. Mit 14 Jahren nahmst Du in seine Hufschmiede. Fast hätte ich gesagt, da sei der Bock Gärtner geworden. Eine Schmiede — das war fast Deine einzige schöne Entdeckung darin — hat auch Farben: die gelbrote des Feuers, die schwarze des Russes und die weiße des zischenden Dampfes zum Beispiel. Aber Du warst doch nicht an die Esse gestellt, um eine Palette zusammenzuträumen. Und das Schmieden war nun einmal gar nicht Dein Fall. 5 (in Worten fünf) Nägel hast Du manchen Tag fertiggebracht. Der Vater sah den Bettelstab

winken, wenn das so weiterging, und entließ seinen Lehrling, dem doch nie ein Siegfriedschwert gelungen wäre. In Waldshut begann für Dich ein „neues Studium“: auf Maler und Tüncher. Ob schon alle Spuren Deiner Tätigkeit dort verwischt sind? Du hast ja keine Madonnen gemalt in jener Zeit, sondern brav Küchen geweißelt und Fensterläden angestrichen, bis Dich (wieder im April!) 1924 Dein Gesellenbrief freikaufte von Meister und — Kohldampfsschieben. Denn das war eine üble Begleitmusik Deiner Lehrzeit. Im Frühjahr 1925 hast Du die Folgen zu spüren bekommen, als Du sterbenskrank



lagst. Aber nach den geheimen Lebensgesetzen des Unkrautes durftest Du weiterleben und die schöne Welt weiterlieben. Nicht daß nun aber jemand meint, Du seiest schon verheiratet. Deinen blizenden Augen ist die Richtige noch nicht untergekommen. „E Lieebi im Härze“ wäre schon da. (Doch das gehört in den Inseratenteil.) Als Du Dein Krankenlager wieder verlassen durftest und wieder auf Deinen langen Beinen standest, griff die Hand auch wieder zum Pinsel. Du mußtest Geld verdienen, wolltest sparen für Dein herzwerschwiegenes Ziel, die Kunstschule. Wieder warf Dich Krankheit nieder; wieder entgingst Du dem Sensemännchen. Aus dem neugewonnenen Lebensgefühl kamen Deine ersten beachtlichen Zeichnungen, die Du dem Wald der



Heimat abgewonnen hast. Sie fanden Beifall in Karlsruhe auf der Kunstschule. Man schrieb Dir, Du sollest kommen. Am 2. November 1926 hast Du das Pflaster der Residenz betreten. Mit dem üblichen Gipskopfszeichnen fing die Schulung an; in der Holzschnittklasse von Professor Ernst Württenberger (einem gebürtigen Steißlinger) ging es erfolgreich weiter, bis der Geldbeutel versagte. Das alte Lied: Überfluß an Geldmangel! Der Kunstschüler kehrte heim zur Mistgabel und zur Läncherquaste. Im Herzen aber blieb die Sehnsucht und die Aufgabe. Wie manchen lieben Abend hast Du mit arbeitshämmenden Fingern das Holzschnidmesser hervorgeholt und weitergeübt. Wenn ich so Deine Mappen übersehe, dann kommst Du mir vor wie Dein Namenspatron St. Alban, der auf Abbildungen sein Haupt in der Hand trägt. So hast Du auch Deinen Kopf, das heißt Dein Wesen vor Dich hingehalten und in rechter Alemannengrubelei Stück um Stück herausgelesen und gestaltet. Du hast Bibelmappen, Volksliederzyklen und Holzschnittfolgen aus der heimatischen Landschaft geschaffen; aber kein Blatt von Dir ist nur so abkonterfeit; was Du ins Holz geschnitten hast; ist zuerst durch Dein hergerades Wesen gegangen und hat dort Geist und Gemüt mitbekommen. So steht es nun da, gewiß nicht in leistungsmöglicher Vollkommenheit, aber mit unerhörter Ehrlichkeit. Man kann noch nicht sagen, Du seiest ein vollendeter Künstler; aber man darf Dich einen wertvollen Menschen nennen. Ich kann doch Deinen Schnitt „Ist alles trübe, ist alles dunkel...“ gar nicht mehr vergessen. Nie habe ich dieses Lied ergreifender dargestellt gesehen. Und aus Deinem „Zwölfjährigen Jesustaben im Tempel“ könnte jeder Pfarrer eine originelle Predigt machen; so köstlich ist der Vorgang gesehen und wiedergegeben. Initialen hast Du, in denen Deine ganze Heimat mit allen Jahres und Tageszeiten, mit Freud und Leid, mit Arbeit und Feierabend lebt. Manchmal aber

mußt Du einfach Deine Gedanken in Sinnsprüche prägen. Die sind ganz schlicht, oft derb humorvoll, aber immer glaubwürdig ehelich dahergesagt. „I ha si gar so gärrn mi Heimet in d'r Gärrn“. Ich will gern sehen, wie Du nächstes Jahr auf die Walz gehst, um Italien kreuz und quer zu durchwandern. Wohlgeremert: auf Schusters Rappen! Du wirst ein schönes Bündel Heimweh mit Dir tragen, lieber Alban. Aber Du wirst auch reichbetrachtet und befruchtet heimkehren und uns allen die kostbaren Gaben Deiner Kunst mitbringen, nicht wieder die Geldsorgen auf halbem Weg würgen! Vielleicht kommt diesen Winter der eine oder andere feine Mensch zu Dir auf den Dinkelberg und schaut Deine Sachen an und läßt ein paar Bazzen auf euerm Stubentisch liegen, wenn ihm ein Blatt zum Mitnehmen gefällt. Aber es darf nicht jeder nächstbeste Hergelauzene einen Handel mit Dir machen; es muß schon einer sein, der Ehrfurcht und Dankbarkeit besitzt.

Du bist jetzt dreißig Jahre alt. Zeit, daß Du von den Ausstellungen, die Dich schon weit herumgezigt haben, allmählich in die Liebe Deiner Landsleute nah und fern eingehst. Du bist kein Jahrmarktschreier. Deswegen werden Dich besonders die Stillen im Lande gern haben. „Do chame mäng's v'r'schmerze, meinsch it?“

Mit treuem Handschlag!

Dein Albert Krautheimer



Abends spät / von Anton Gabele

Abends spät verlangt es mich,
Muß zu meinen Kindern schleichen,
Ihren süßen Schlaf belauschen,
Über ihre Stirne streichen.

Und dann ist's, als ob mir selber
Eine Hand die Stirne kühle,
Daß ich dieses Tages Lärmen
Als schon lang vergangen fühle,

Daß ich durch die dunklen Wände
Meine Sterne blinken sehe
Und so heiter und gelassen
In das Ewige verwehe.